

Benno Heming · Das verfluchte gelbe Haus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-154-2

Copyright © 2013 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
www.principal.de

Umschlagbild: Lasse Luttermann
www.bennoheming.de

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Benno Heming

**Das verfluchte
gelbe Haus**

Roman



PRINCIPAL VERLAG

Fünf Kinder sind angemessen
für eine Liebe wie die unsere!

Darum:

Um keinen Preis hinnehmen!

Nicht unterhalten wollen ...

Die Dinge hinterfragen,

und das Geschick der Menschen so wenden,
dass sich der Strom der Zeit ein anderes Bett
sucht.

Den Weg finden in eine Welt,

in der Menschen das Leben führen können,
das ihnen zusteht.

1

Seit dem Tod meines Vaters schwebe ich in ständiger Gefahr, denn ich bin der Letzte, der von der Formel weiß, die ein Segen für die Menschheit sein sollte und sich als Fluch für meine Familie erwiesen hat. Ich saß in der Zelle eines sehr seltsamen Gefängnisses und musste die Niederlage in einem zähen Kampf akzeptieren; früher oder später würden sie mich töten.

Lange Zeit hatten sie mich in Ruhe gelassen, aber dann war es wieder angefangen. Das Verwischen meiner Spuren war wohl nicht gründlich genug gewesen, denn sie hatten mich erneut gefunden, was ich zunächst gar nicht bemerkt hatte, aber irgendwann war mir aufgefallen, dass sie meine E-Mails lasen, dass ich an der Fleischtheke immer vom gleichen Mann bedient wurde, dass an der Kasse immer die gleiche Frau saß. Ich wäre nicht misstrauisch geworden, wenn mein Vater mich nicht auf die Agenten, die mir dicht auf den Fersen waren, aufmerksam gemacht hätte.

Mein Vater wachte aus der anderen Welt über meine Schritte. Vielleicht fand *er* einen Weg aus dem Gefängnis, in das sie mich gebracht hatten.

Es galten seltsame Regeln dort. Ich wurde nachts zwar mit zwei anderen Gefangenen zusammen in einer Zelle eingesperrt, aber wenn wir rauchen wollten, konnten wir klopfen und wurden in den nahe gelegenen Raucherraum geschickt. Auf dem Rück-

weg mussten wir unseren Tabak vor der Zelle in eine Schachtel legen. Am Tag konnten wir uns frei in unserem Gefängnistrakt bewegen. So traf ich Gefangene, die in anderen Zellen untergebracht waren. Aber sie schienen mich zu meiden, was unverständlich war, denn als gemeinsame Gefangene eines Geheimdienstes mussten wir doch alle das Interesse teilen zu entkommen. Aber vor allem, wenn ich ihnen das Siegel zeigte, wandten sie sich von mir ab. Wussten sie etwa nichts von der Existenz der Formel? Oder waren sie so eingeschüchtert, dass sie Angst hatten, der Kontakt mit mir könnte die Agenten dazu bringen, ihnen etwas anzutun?

Am ersten Tag nach meiner Festnahme nahmen die Verhöre kein Ende. Zuerst kam Frank, den ich schon von früher kannte. Er nannte sich jetzt Thomas, ein unsinniges Ablenkungsmanöver, musste er doch wissen, dass ich ihn kannte. Sich als Krankenpfleger zu bezeichnen, machte ebenfalls keinen Sinn, weil ihm klar sein musste, mich nicht täuschen zu können. Thomas ist Agent, kein hochrangiges Mitglied des inneren Zirkels, aber brutal und gefährlich.

Er fragte mich zunächst, wie es mir ginge; eine zynische Frage angesichts meiner Gefangenschaft.

»Gut«, antwortete ich.

Ich wollte ihm natürlich meine Gefühle nicht offenbaren, doch ich hatte auch keine Angst um mein Leben, weil die Agenten mich lebend brauchten, denn die Formel war keinesfalls ohne meine Hilfe zu verwenden. Wenn man mich tötete, war die entscheidende Information unwiederbringlich verloren.

Die Formel hatte einen unbeschreiblichen Wert, darum wollten alle Geheimdienste sie um jeden Preis für sich. Die Existenz eines Landes konnte mit der Formel auf ewig gesichert werden.

Ich hatte Angst vor Folter. Und ich war mir nicht sicher, ob ich ihr standhalten konnte. Wenn der Geheimdienst, der mich in seine Hand gebracht hatte und von dem ich nicht wusste, für welches Land er arbeitete, erst im Besitz der Formel war, würden sie mich ohne Zögern töten. Das hatten sie ja schon mit meinem Vater und meinem Bruder getan. Weil die Morde sich als sinnlos erwiesen hatten, konnte ich davon ausgehen, dass sie daraus gelernt hatten, dass sie mich nur töten würden, wenn sie an die Informationen gelangt waren, die ich verbarg. Darum war es lebensnotwendig für mich zu schweigen.

Frank fragte weiter, ob ich einen Hausarzt hätte. Oder einen Nervenarzt. Auch nach Medikamenten, die ich einnahm, nach Schulausbildung und Beruf, Nationalität und Konfession fragte er. Ich sagte natürlich nichts. Es war allzu offensichtlich, dass sie Information über mich zu sammeln versuchten. Schließlich wollte er sogar wissen, ob ich Allergien habe.

»Ich werde euch doch nicht die Werkzeuge an die Hand geben, mit denen ihr mich foltern könnt!«, dachte ich und schwieg.

Darauf, Wertgegenstände, meine Papiere, auch Geld oder Schmuck abgeben zu können, damit sie im Safe eingeschlossen werden, wies der angebliche Pfleger abschließend hin.

Ich musste lächeln, weil sie dachten, mich so überlisten zu können.

Kurz danach wurde mir ein Kunststoffbecher und eine Plastikkanne mit Mineralwasser gebracht. Es sei sehr wichtig für mich, ausreichend zu trinken. Es werde von Seiten der Wärter kontrolliert, ob ich genug Flüssigkeit zu mir nähme. Es war mir klar, dass sie das Wasser mit Drogen oder Medikamenten versetzt hatten, die mich zum Sprechen bringen sollten, darum rührte ich es nicht an, goss es vielmehr portionsweise in das Waschbecken, das neben der Toilette in einem kleinen Nebenraum der Zelle hing. Auf diese Weise würden sie gar nicht merken, dass ich es nicht trank. Gegen den Durst trank ich Wasser aus dem Kran, das sie unmöglich mit Zusätzen versehen haben konnten.

Ich dachte an Henk, meinen Bruder, den sie nur achtzehn Jahre alt hatten werden lassen. Wenn ich meine Hände aneinanderreibe, spüre ich noch immer die raue Haut seiner Hände. Wir waren bis zu seinem Tod unzertrennlich.

Ich war damals zwanzig Jahre alt und hatte kurze Zeit zuvor mein Studium in Münster aufgenommen. An einem Freitag trafen wir uns, um so richtig einen draufzumachen. In der Unterführung am Bahnhof wurden wir von Agenten irgendeines Geheimdienstes angesprochen. Henk, der immer ein Hitzkopf gewesen war, fühlte sich provoziert und ging auf einen der Agenten los. Dieser zog ein Messer und stach zu. Er traf die Herzspitze, wie eine spätere Obduktion ergab, vom Zwerchfell kommend. Henk starb binnen weniger Minuten.

Erst später, als mein Vater mir die Bedeutung der Formel erklärt hatte, erkannte ich, dass der Anschlag mir gegolten haben musste, und dass Henk und ich verwechselt worden waren. Ich war also irgendwie für den Tod meines Bruders verantwortlich.

II

Mein Vater starb im Wohnzimmer des Hauses, in dem er mit meiner Mutter vierzehn Jahre lang gelebt hatte, ohne mit ihr zu sprechen, bei einem nächtlichen Überfall, von dem ich am folgenden Vormittag erfuhr, als irgendjemand vor dem Beginn eines Seminars erzählte, im Radio sei von einem tödlichen Überfall in Telgte berichtet worden, was mich instinktiv ahnen ließ, dass es sich bei dem Opfer um meinen Vater handelte, weshalb ich mein Handy aus der Tasche kramte und nachsah, ob ich einen Anruf verpasst hatte, was tatsächlich der Fall war, denn genau das wurde mir mittels einer SMS mitgeteilt, weil mir jemand eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen hatte, die ich aber nicht abhörte, denn der Professor war gerade hereingekommen, vor allem aber weil mich nichts mit meinem Vater verband, es mir egal sein konnte, ob er es war, den man regelrecht hingegrüßt hatte.

An meinem neunten Geburtstag empfand ich zum ersten Mal ein starkes Gefühl des Hasses, als ich all meine Freunde zur Geburtstagsfeier um den Küchentisch versammelt hatte, einer Feier, die ich selbst hatte organisieren müssen, weil meine Eltern der Meinung waren, es sei albern, wenn ein Junge von neun Jahren noch seinen Kindergeburtstag feiert, weshalb ich mich also selbst um alles hatte kümmern müssen, was mir nur durch monatelanges Sparen gelungen war, denn meine Freunde auch nur ein wenig bewirten zu können, kostete zu viel, als dass mein Taschen-

geld dafür gereicht hätte, das viel geringer ausfiel als bei meinen Freunden, obwohl mein Vater besser verdiente als die meisten Väter, die ich kannte. Immerhin hatte meine Großmutter mich ihren Möglichkeiten entsprechend unterstützt, indem sie mir hin und wieder so viel Geld zugesteckt hatte, wie sie bei ihrer kleinen Rente erübrigen konnte, wobei es zu einem Abendessen, wie es auf den anderen Geburtstagen zum Abschluss üblich war, nicht gereicht hatte, zumal meine Mutter nicht bereit gewesen wäre, dieses für mich zu kochen, aber das war für niemanden verwunderlich, denn meine Eltern galten als ziemlich seltsam. Es überraschte also niemanden, dass meine Mutter meinem spät von der Arbeit zurückkehrenden Vater eine peinliche Szene machte, die meine Freunde gemein grinsen ließ, während ich mich schämte, weil meine Eltern sich nicht einmal an meinem Geburtstag zusammenreißen konnten, denn Szenen dieser Art hatte ich schon mehr als oft miterleben müssen, wenn auch nicht so heftig wie gerade an diesem Nachmittag, als ich nicht allein Zeuge der immer wiederkehrenden Eifersuchtsszene war, in der meine Mutter meinem Vater ein Verhältnis mit irgendeiner Sabine vorwarf, die ich bis heute nicht kennengelernt oder auch nur gesehen habe, von der ich also gar nicht sagen kann, ob es sie überhaupt gibt, oder ob sie im Leben meines Vater eine Rolle gespielt hat, während mein Vater seine Unschuld immer ärgerlicher beteuerte, was sich drei Tage lang steigerte, bevor das Schweigen am vierten Morgen endgültig Einzug in unser Haus hielt.

Das Frühstück war bis dahin immer die ange-

nehmste Mahlzeit des Tages gewesen, vor allem weil mein Vater häufig Brötchen holte, wenn er zur ersten Zigarette nach draußen ging, denn der Bäcker war weniger als hundert Meter von unserem Haus entfernt, sodass es zur Tradition geworden war, den Tag mit frischem Gebäck zu beginnen, das mein Vater auch an jenem Morgen kaufte, als er und meine Mutter sich nichts mehr zu sagen hatten, vielleicht in der Hoffnung, meine Mutter mit diesem Ritual versöhnen zu können, ein Versuch, den er, weil er misslang, nicht wiederholte. Er ließ sich stattdessen in einer immer schneller wachsenden Wut treiben, die sich aus der Weigerung meiner Mutter nährte, seinen Fehltritt zu vergessen.

Während des Mittagessens in der Mensa trat Kommissar Kucukoglu an meinen Tisch, bat mich in einen Nebenraum, den man ihm augenscheinlich zugewiesen hatte, und informierte mich unter vier Augen über den Tod meines Vaters - man hatte ihn mit einem Schuss in die Stirn getötet, doch ich hörte ihm gar nicht richtig zu, weil mich die Angelegenheit nicht besonders betraf - und ich habe deswegen bis heute kein schlechtes Gewissen, beschäftigte mich vielmehr mit dem ungewöhnlichen Namen des Polizeibeamten und hing dabei so sehr meinen Gedanken nach, dass er mich regelrecht auf sich aufmerksam machen musste, damit ich sicher am Nachmittag, wie man es von mir erwartete, in der Gerichtsmedizin erschien, um meinen Vater zu identifizieren, wozu meine Geschwister aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage waren.

Als die kriminaltechnischen Ermittlungen im Haus meiner Eltern abgeschlossen waren, bestellte ich eine Reinigungsfirma, die das Blut meines Vaters entfernte, damit nichts mehr daran erinnerte, dass er dort gestorben war, wo ich achtzehn Jahre lang mit meinen Geschwistern und meinen Eltern gelebt hatte, ohne sie lieben zu können, weil unter all den Tagen dieser Jahre keiner zu finden wäre, den ich als gut bezeichnet hätte, während die Täter, die beim Einbruch von meinem Vater überrascht worden waren, längst im Gefängnis saßen, wodurch sein Tod irgendwie noch sinnloser wurde, weil er gerade durch den schnellen Ermittlungserfolg für noch weniger als ein paar Mark gestorben war, denn selbst diese hatten die Täter ja nicht dauerhaft erbeuten können, so dachte ich immer wieder gehässig, weil mir das alles nicht wirklich naheging, denn ich hatte mich schon in meiner Kindheit meinen Eltern entfremdet, diese Meinung vertritt jedenfalls mein Therapeut, der die Schäden, die meine Kindheit angerichtet hat, zu reparieren versucht, wobei ich natürlich nicht annähernd so sehr aus dem Rahmen falle wie mein völlig verkorkster Bruder oder meine Schwester, die die Nachricht vom Tod meines Vaters in der Psychiatrie erreichte, wo sie mehr Zeit ihres Lebens verbringt als in Freiheit, was ihr immerhin ein Alibi verschaffte, das sie eigentlich nicht brauchte, denn sie könnte keiner Fliege etwas zuleide tun, doch das konnten die Beamten der Mordkommission nicht wissen, die sie als Psychotikerin, die sie nicht ist, denn sie leidet an einer Zwangstörung, schnell zum Kreis der Verdächtigen zählten, jedoch nicht lange, weil sie zur

Zeit des Verbrechens auf der geschlossenen Station im Bett gelegen hatte.

Manuela, die vier Jahre älter ist als ich, machte mir zum ersten Mal kurz nach meinem elften Geburtstag Angst, als ich eines Nachts aufwachte und auf dem Weg zur Toilette an ihrem Zimmer vorbeikam und sie im schwachen Licht einer Taschenlampe vor dem Schreibtisch auf dem Boden sitzen sah wie sie in ihrer Schultasche kramte, fortwährend murmelnd und anscheinend ihre Stifte zählend, wonach sie, als sie endlich damit fertig war, sich den Heften zuwandte, danach den Schulbüchern, während ich unschlüssig dastand, nicht wissend, was ich tun sollte, jedoch zu neugierig wegzusehen, bis ich mich doch durchrang sie anzusprechen, aber sie antwortete nicht, machte stattdessen immer weiter, was mich denken ließ, sie träume irgendwas, sodass ich näher herantrat, um sie wachzurütteln, obwohl ich irgendwo gehört hatte, man dürfe das bei Schlafwandlern nicht machen.

Manuela schaute mich einen Moment lang an.

»Was willst du?«, fragte sie.

»Dass du Ruhe gibst. Wir müssen schlafen; du auch!«, antwortete ich.

»Lass mich, ich bin ja gleich fertig.«

Ich legte mich wieder hin und schlief irgendwann ein, ohne dass Manuela fertig geworden wäre, und wachte am nächsten Morgen auf, ging zum Anziehen ins Bad, im Zimmer meiner Schwester ein identisches Bild vorfindend, denn Manuela saß entweder immer noch oder schon wieder auf dem Boden vor

dem Schreibtisch und kramte in ihrer Tasche, ohne dass ich wissen konnte, ob sie sich überhaupt wieder ins Bett gelegt hatte, in der Nacht vor einer Lateinarbeit, die sie völlig vergeigte, was natürlich kein Wunder war, denn sie hatte ja kaum geschlafen, weil sie durch ihre Kramerei einen guten Ausgang heraufbeschwören wollte, was nicht gelungen war, wodurch sich ihre Situation dramatisch verschlechterte, denn die Folge der schlechten Note war nicht nur eine Woche Hausarrest und die für sie noch härtere Strafe, einen Monat lang nicht zum Reiten gehen zu dürfen, sondern vor allem, dass sie vor der nächsten Lateinarbeit früher damit begann, ihre Schultasche zu kontrollieren, ohne damit einen Erfolg zu erzielen. Der Weg führte in den Abgrund, denn wenig später begann sie mit diesem Ritus auch vor Arbeiten in anderen Fächern, schaffte letztendlich die Versetzung nicht, erhielt nach jeder schlechten Note Hausarrest und wurde im Reitverein abgemeldet.

Wenn es einen Gott gäbe, müsste ich ihm für die gesunde Gleichgültigkeit danken, mit der er mich ausgestattet hat, denn während Manuela ein starkes Harmoniebedürfnis zugebracht worden ist, lebe ich mein Leben, ohne mich um die Sorgen anderer zu kümmern, bleibe auch von den Nöten meiner Schwester unbeeindruckt, die mit immer verrückteren Riten versuchte, ihr Leben zu glätten, das durch die nicht vollzogene Trennung unserer Eltern in Unordnung geraten war, wenn sie bei einem Auszug unseres Vaters auch nicht minder gelitten hätte, aber die Wahrscheinlichkeit für die Erkrankung, die sie bekam, wäre in diesem Fall kleiner gewesen, was im Grun-

de nichts anderes hieß, als dass sie an der Angst unserer Eltern vor einem gesellschaftlichen Skandal zerbrach, denn diese Angst war der Grund für meinen Vater, seine Sachen nicht zu packen, und für meine Mutter, sie ihm nicht vor die Tür zu setzen, worin nur umso deutlicher zu erkennen ist, wie sehr beide einem Schein nachhingen, den es schon lange nicht mehr gab, weil außer Manuela jeder in der Stadt wusste, was bei uns los war, dass die Kluft, die zwischen meinen Eltern lag, nicht mehr zu überbrücken war, und doch versuchte meine Schwester es weiter, erdachte auch dafür Riten und Beschwörungen, ging in die Kirche und zündete Kerzen an, zunächst jeden Montag, später täglich, betete und hoffte, es gäbe einen Gott, der ihr und unseren Eltern helfen würde, aber es gab keine Hilfe, und so betete sie noch mehr, hoffte weiter und folgte einer Religiosität, die sich aus dem Vorbild speiste, das unsere Eltern ihr gaben, denn diese engagierten sich verbissen in der Gemeinde und besuchten nicht weniger als zweimal in der Woche die heilige Messe, was mich immer abgestoßen hatte, weil ein Gott, der solche Gefolgschaft hat, nicht gut sein kann, oder im Umkehrschluss: Meine Eltern sind der Beweis für die Nichtexistenz Gottes, wenn ihr Tod auch als eine Art Rache von ihm betrachtet werden könnte.

Aber meine Schwester übernahm das Weltbild meiner Eltern und gab sich die Schuld an der ausbleibenden Wirkung ihres Betens.

Ich war einen Moment lang eingenickt, und als die Tür aufgestoßen wurde, schreckte ich auf. Die Sonne schien mir direkt ins Gesicht und ich musste blinzeln, um mich an die Helligkeit zu gewöhnen.

Es kam ein Mann herein, den man auf den ersten Blick für einen Psychiater hätte halten können: Er war schwächlig, klein, hatte langes welliges Haar und eine unglaublich krumme Nase. Seine Kleidung war altmodisch, aber irgendwie chic.

»Hallo, Herr Saatmann. Ich bin Doktor Meininger«, stellte sich der Mann vor. »Ich bin Assistenzarzt hier auf der Station.«

»Gute Tarnung«, dachte ich anerkennend.

Das Verhör war ähnlich strukturiert wie das von Frank, nur viel ausführlicher. Ich war immer auf der Hut, antwortete nur auf allgemeine Fragen und gab ausschließlich kurze Antworten, um mich nicht durch eine Unachtsamkeit zu verraten.

Zum Abschluss wurde ich gründlich untersucht. Ich hatte Schwierigkeiten, mich vor dem Mann, der sich ja offensichtlich nur als Arzt ausgab, auszuziehen, folgte aber der Anweisung, um keinen Groll auf mich zu ziehen.

Als ich erkannt hatte, dass ich für Henks Tod verantwortlich war, versuchte ich, mir mit Schlaftabletten und Cognac das Leben zu nehmen, aber es ist gar nicht so einfach, sich umzubringen. Dass jemand in mein Zimmer kam, merkte ich nicht. Ich wachte erst auf, als ich schon einige Stunden auf der Intensiv-

station des Franziskus-Hospitals gelegen hatte. Und nur vier Stunden später wurde ich in die Westfälische Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie verlegt, wo ich drei Wochen blieb. Diese Zeit brauchte es, die Ärzte von meinem Lebenswillen zu überzeugen. Dieser war zwar nur vorgetäuscht, aber das sagte ich natürlich nicht. Ich wollte schon noch sterben, aber mir war klar geworden, dass es keinen Sinn machte, einen weiteren Suizidversuch zu unternehmen. Irgendein Agent würde immer in meiner Nähe sein. Auch diesen ersten Versuch hatte ja einer der Geheimdienste, die hinter der Formel her waren, verhindert. Wer sonst als ein Agent, der mich überwacht hatte, hätte wissen können, was ich vorhatte? Wer sonst hätte veranlassen können, die Tür meines Wohnheimzimmers aufzubrechen? Die Geheimdienste hatten wohl erkannt, dass ich ihnen nur lebend von Nutzen war. Eine Erkenntnis, die für meinen Vater und für Henk zu spät kam.

Vier

Die Vorfreude auf das Baby war groß gewesen und wir Kinder waren außer uns, als unsere Mutter einen kleinen Jungen zur Welt brachte, aber die Freude währte nicht lange, denn er wurde mit einem schweren, nicht zu operierenden Herzfehler geboren und verschwand für die ersten Monate seines Lebens hinter Krankenhausmauern, wo er von uns nicht besucht werden durfte.

Die schwere Krankheit des Jungen war das große Unglück unserer Familie! Meine Eltern räumten ihm eine Sonderstellung ein und machten es uns anderen damit nicht leicht, ihn zu lieben. Schließlich bekam er immer mehr Aufmerksamkeit und Liebe, besonders von unserer Mutter.

Nur Thomas verband etwas Inniges mit ihm.

Die Pflege war sehr aufwendig, nicht nur wegen der Medikamente, die mein Bruder einzunehmen hatte, und der Therapien und Untersuchungen, die er ständig benötigte und zu denen er von meiner Mutter begleitet werden musste, sondern vor allem wegen seiner schuppigen, trockenen Haut, die jeden Tag mehrfach eingecremt werden musste. Seine Hände waren trotzdem immer rau wie Schmirgelpapier, und es blieb unangenehm, ihn anzufassen.

Immerhin konnten die Ärzte ihm so weit helfen, dass er ohne Rollstuhl auskam, wenn er das Haus auch nicht ohne Begleitung verlassen konnte.

V

Weil mein Vater auch nach dem Unfalltod meiner Mutter kein Testament gemacht hatte, war eine Regelung zu finden, was mit dem Besitz geschehen sollte, den meine Eltern zwar gemeinsam benutzt, der ihnen aber irgendwie nicht zusammen gehört hatte, sodass ich mich mit meiner Schwester darüber verständigen musste, was sie nicht hatten beschließen können, und so war ich genötigt, sie auf der psychiatrischen Station zu besuchen, die sie, weil die Ärzte sie wegen der Geschehnisse in unserem Elternhaus für selbstmordgefährdet hielten, nur für kurze Spaziergänge im Park verlassen durfte, was sie gerade tat, als ich sie im Treppenhaus traf und fragte, wohin sie wolle, worauf sie antwortete, den Ölstand ihres Autos kontrollieren zu müssen, was mir mehr als merkwürdig vorkam, nicht nur weil ich keine Ahnung hatte, dass meine Schwester trotz ihrer Erkrankung überhaupt noch Auto fuhr, sondern vor allem, weil sie ja in offensichtlich schlechter psychischer Verfassung selbst zum Krankenhaus gefahren sein musste, um sich aufnehmen zu lassen. Und anscheinend hatte sich ihr Zustand noch nicht gebessert, denn sie war wie immer betrübt, ohne dass man aus ihrer Miene hätte lesen können, ob ihr der Tod unserer Eltern naheging, oder ob sie einfach nur grundsätzlich über ihr Leben verzweifelt war, über die Welt, oder darüber, unsere Kindheit nicht so unbeschadet überstanden zu haben wie ich, wobei ihr die Einsicht zu fehlen schien, dass ihr Zustand eine Fahrt mit dem Auto verbot, denn dieses stand

ja auf dem Parkplatz hinter dem Krankenhaus, wo Manuela, als wir nun dort angekommen waren, an der Fahrertür aufschloss, den Schlüssel abzog und vorne um das Auto herumging, dann den Kofferraum öffnete und sofort wieder schloss, einstieg, nachdem sie zur Fahrertür zurückgekehrt war, und auf dem Fahrersitz platziert nach dem Hebel griff, mit dem die Motorhaube zu entriegeln war, woraufhin sie ausstieg, die Fahrertür sorgfältig schloss und die Motorhaube öffnete, um den Ölstand kontrollieren zu können.

»Nimmst du keine Medikamente mehr?«, fragte ich. »Ich wusste gar nicht, dass du noch Auto fährst.«

»Doch natürlich, wenn genug Öl auf dem Motor ist.«

Sie steckte den Kontrollstab wieder ein und schloss die Motorhaube, wobei sie sich immer weiter herunterbeugte, um sicher sein zu können, dass der Messstab nicht von der Motorhaube berührt wurde, und erst als die Motorhaube nicht einrastete, weil sie sie nicht hatte fallen lassen, lehnte sie sich vorsichtig darauf und drückte sie so fest, schloss dann das Auto an der Fahrertür wieder ab, nachdem sie im Uhrzeigersinn herumgegangen war, ging dann noch einmal um den Wagen herum und kontrollierte, ob der Kofferraum verschlossen war, nur um danach die Prozedur von vorne zu beginnen, während ich mich auf einen Stein setze, um ihr zuzusehen und zu fragen, was ihrer Meinung nach mit dem Haus unserer Eltern und damit auch unserer Kindheit geschehen sollte.

»Keine Ahnung«, antwortete Manuela, schloss die Fahrertür und ging zur Motorhaube.

»Sollen wir das Haus verkaufen und uns das Geld teilen?«, fragte ich einige Zeit später, als sie gerade die Motorhaube zugedrückt hatte.

»Ich will kein Geld«, antwortete sie bestimmt.

»Also sollen wir das Haus behalten?«

»Ich will auch das Haus nicht. Mach damit, was du willst.«

Das war eine Überraschung, wenn der Verzicht auf das Erbe auch nicht völlig unerwartet kam, denn in der seltsamen Gedankenwelt meiner Schwester, die von Ängsten und Zwängen gesteuert wurde, konnten sich die seltsamsten Ergebnisse herauskristallisieren, was mich in diesem Fall aber in eine solche Hochstimmung versetzte, dass ich Manuela erst einmal an ihrem Auto hantieren ließ, bevor ich fortfuhr.

»Vater hatte Wertpapiere und auch so einiges zur Seite geschafft, aber das wird uns der Notar genau erklären, wenn er mit uns das Testament bespricht.«

Meine Schwester, die gerade wieder im Fußraum des Autos verschwunden war, tauchte für einen kurzen Moment auf und sah mich an.

»Ich will nichts mit dem Notar zu tun haben. Kannst du dich da nicht drum kümmern?«

»Ich kann ihm schlecht sagen, was er mit deinem Anteil machen soll.«

Manuela hatte gerade die Motorhaube geöffnet und den Kontrollstab herausgezogen.

»Ich habe doch schon gesagt, dass ich kein Geld will«, sagte sie ohne den Blick davon abzuwenden. »Ich will mit dem Ganzen nichts zu tun haben. Ehrlich nicht. Ich habe auch so genug Probleme.«

»Dann musst du das Erbe ablehnen, und das ist eine Menge Geld.«

Ich hätte mir auf die Zunge beißen können, weil ich das gesagt hatte, denn es war schließlich nicht meine Aufgabe, Manuela bei ihren Entscheidungen zu beraten, schließlich konnte man mir, wenn sie nichts von dem Geld wollte, nicht den Vorwurf machen, sie betrogen zu haben.

»Ist mir egal«, gab Manuela zurück, während sie vorsichtig und unter ständiger Sichtkontrolle die Motorhaube schloss.

»Okay, wie du willst, dann werde ich das mit dem Notar besprechen. Unterschreiben musst du das auf jeden Fall.«

»Mach ich.«

Ich konnte mein Glück kaum fassen, denn unser Haus war mindestens dreihunderttausend Euro wert - ein komfortabler Start ins Leben, aber war das auch wirklich alles moralisch in Ordnung, hätte ich nicht erst mit den Ärzten oder einem Sozialarbeiter sprechen müssen, denn schließlich war die Frage ungeklärt, ob Manuela zu der von ihr getroffenen Entscheidung in der Lage war, und ich habe mich seither oft gefragt, wie ein gesetzlicher Betreuer zu der Sache gestanden hätte, aber einen solchen hatte meine Schwester nicht, wodurch es letztendlich zur Aufgabe des Notars geworden war, ihr Wohl in seine Arbeit einzubeziehen, was dieser aber nicht tat, denn er ließ sie ohne weiteres Einwirken eine Verzichtserklärung unterschreiben, ohne allerdings von ihrer Erkrankung wissen zu können.

Manuela hatte wieder abgeschlossen, ging um das

Auto herum zum Kofferraum, um zu kontrollieren, ob er auch wirklich verriegelt war, nur um dann von Neuem zu beginnen, aber diesmal schritt ich ein, sagte, wir hätten nicht viel Zeit füreinander und sollten darum ein paar Schritte gehen, schließlich war die halbe Stunde, die meine Schwester in Freiheit verbringen durfte, fast um, und obwohl sie meinte, sie sei noch nicht fertig, und sich wieder ihrem Auto zuwenden wollte, zog ich sie hinter mir her, gab auch angesichts ihres Protestes nicht nach, schließlich kannte ich meine Schwester gut genug, um zu wissen, dass sie nicht aufhören konnte, ihren Widerstand aber nach wenigen Minuten aufgeben würde, wenn ich sie am Weitermachen hinderte.

Wir gingen in den verbleibenden zehn Minuten zweimal um das Krankenhaus herum, während Manuela rauchte, nicht ohne viermal nach dem Anzünden der Zigarette das Feuerzeug aus der Tasche zu nehmen und zu kontrollieren, ob die Flamme ganz aus, und nachzufühlen, ob es noch heiß war, und es dann wieder einzustecken.

»Manuela, hör auf mit dem Scheiß«, sagte ich genervt. »Wenn das Feuerzeug noch brennen würde, dann hättest du es doch längst gemerkt.«

Meine Schwester reagierte nicht und nahm stattdessen ein weiteres Mal das Feuerzeug aus der Tasche, wie um mich zu ärgern, woraufhin ich sie überholte, damit ich ihr nicht länger bei der Wiederholung dieses Rituals zuschauen musste.